

Friedrich Diez

Autor(en): **Gauchat, Louis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **1 (1936)**

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-2265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich Diez.

Ein Zufall hat es so gefügt (oder ist es keiner?), daß das erste Heft der *Vox romanica* in das beginnende « Diezjahr » fällt, auf die hundertste Wiederkehr des Jahres, in dem durch das Erscheinen des ersten Bandes der *Grammatik der romanischen Sprachen* unsere Wissenschaft begründet wurde. Damit war auf einen Schlag die romanische Philologie geschaffen und alle noch so namhaften Ansätze dazu in verschiedenen Ländern wurden in den Hintergrund gedrängt. Pietätvoll hat der größte Schüler Diezens, Gaston Paris, seinen Lehrer stets *fondateur de la philologie romane* genannt, und Ascoli widmete den ersten Band seines *Archivio glottologico*, die *Saggi ladini*, « a Federico Diez, il glorioso fondatore della scienza dei linguaggi neolatini ».

In dieser *Grammatik* wurden nach dem glänzenden Vorbild und mit der strengen Methode der *Deutschen Grammatik* Jakob Grimms zum erstenmal alle romanischen Sprachen auf ihr Erbgut, ihre Lautentwicklung, Flexion, Wortableitung und Syntax untersucht und verglichen. Diez zählt sechs Sprachen auf: eine östliche Gruppe, « Italiänisch » (so noch in der Erstauflage) und « Walachisch »; eine südwestliche, Spanisch und Portugiesisch, wobei das « Catalanische » zum « provenzalischen Zweig » gerechnet wird; eine nordwestliche, Französisch und Altprovenzalisch, das, in höherm Rang stehend, das Südfranzösische vertritt. Das Sardische wird dem Italienischen eingegliedert, und das « Churwälsche » gilt ihm nicht als « ebenbürtige Schwester ». Den Mundarten wird noch ein bescheidener Platz gewährt. Sie werden bloß wegen ihrer « Buchstabenverhältnisse » erwähnt.

Die romanische Philologie — der Name wurde in Deutschland geprägt — wird mit Recht als eine der schönsten Blüten der deutschen Romantik betrachtet, wie die verwandten Philologien. Auch Diez ging von den spanischen Romanzen aus, die er er-

läuterte und übersetzte. Diesen Hang bestärkte Goethe, als er ihn 1818 auf Raynouard aufmerksam machte. Lange wurde der Zettel aufbewahrt, auf dem der Dichter den Titel *Choix des poésies originales des Troubadours* geschrieben hatte. Diesem Einfluß verdanken wir die Schrift über die Minnehöfe, sowie die Bücher *Poesie-* und *Leben und Werke der Troubadours* (1826 und 1829), die heute noch, trotz allem was die Späteren daran zu bessern unternahmen, so frisch und unentbehrlich sind wie damals. Deutsche Dichter, wie Paul Heyse, Uhland, fanden hier Stoff. Der Franzose Raynouard erklärte: « s'il parvient à faire plus et mieux que moi, ce sera de mes ouvrages mêmes qu'il aura appris à me surpasser ».

Gar nicht romantisch war aber Diez in seiner *Grammatik*, wenn man von der Liebe zum Mittelalter absieht, die deutlich zu spüren ist, und erst recht nicht in seinem *Etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprachen* (1853), in dem er seiner Wissenschaft eine zweite *magna charta* verlieh. In diesen beiden Werken, die ins Französische und Englische übersetzt wurden, verbindet sich schärfste Kritik der einzelnen Fakta, die alle dokumentarisch belegt sind, mit genialer Erfassung der großen Zusammenhänge. Das *Wörterbuch* bedeutet den definitiven Bruch mit den phantastischen Irrungen eines *Menagius* und seiner Nachtreter. Wer ausrechnen sollte, welcher Bruchteil der Etymologien Diezens von Bestand war, würde staunen; und wie oft kam man auf ihn zurück, nachdem man seine Ansicht schon verworfen hatte.

Das alles hat der Mann geleistet, der in Bonn 1823 als außerordentlicher und 1830 als erster ordentlicher Professor unseres Faches gewählt wurde. Dort, in seinem lieben Bonn, verblieb er bis zum Tode. In mehr als fünfzigjähriger Forscher- und Dozententätigkeit hat er sein ganzes Leben in den Dienst der Wissenschaft gestellt. Es war nicht die Zeit, wo ein Romanist reiste, um mit Land und Leuten in persönliche Fühlung zu kommen. Es zog ihn zu den Schätzen der Pariser Nationalbibliothek, in Italien scheint er nicht über Mailand und Turin hinausgekommen zu sein. Alles andere sah er nur mit dem geistigen Auge. Sein einziges bekanntes, sympathisches Bildnis

wurde von Breymann 1883 in seiner Herausgabe der *Kleineren Arbeiten und Recensionen* veröffentlicht und fand von da den Weg in die Enzyklopädien. Seine Nachfolger in Bonn waren Wendelin Foerster und unser großer Landsmann Meyer-Lübke.

Wir Älteren haben noch Vertreter derer gekannt, die zu seinen Füßen saßen. Unsere Schüler bilden schon die fünfte Romanistengeneration. Diezens *Grammatik* lasen wir wie einen Roman. Sie war lange das dickste Buch meiner Bibliothek. Sein *Wörterbuch* haben wir immer zur Hand. Wie vieles sah sein Scharfblick voraus: die Gefahr der Körperlosigkeit für das Fortleben des Wortes, diejenige der Homonymie. In seiner *Wort-schöpfung*, die er mit achtzig Jahren herausgab, liegt der Keim der Onomasiologie. In der Sprachentwicklung nahm er eine Mitwirkung von Bewußtsein und Absicht der Sprechenden an. Später von den Junggrammatikern negiert, wird dieses Prinzip heute wieder durch die Schule Gilliérons zu Ehren gezogen.

Bei Diez kann der Forscher auch Bescheidenheit lernen. Er war von einer «modestie presque craintive» (G. Paris). Stengel wendet auf ihn den Rolandvers an: «de sa parole ne fut mie hastifs». Im später weggefallenen Vorwort der *Grammatik* lesen wir: «der Genius, welcher Sprachen schafft und umbildet, ist uns freilich nicht in allen seinen Regungen erkennbar». Die erste Vorrede des *Wörterbuches* enthält den Satz: «Für absolute Gewißheit hat er (der Etymologe) keine Gewähr; eine unbedeutende Notiz kann ihm das mühsam Erworbene zu seiner Beschämung unversehens unter den Füßen wegziehen.» In einem Brief an Gaston Paris faßt Diez sein Credo in der Variante des bekannten Spruches «Dubitando discimus» zusammen.

Noch sind nicht alle Seiten seines Schaffens aufgezählt. Zwar haben seine linguistischen Arbeiten, auf eine Waage gelegt, ein bedeutendes Übergewicht. Daneben aber war er, mit in Lachmannscher Schulung erworbener Gründlichkeit, kritischer Herausgeber altromanischer Texte und Glossen; er war auch ein feinfühligster Nachdichter fremder Poesie, die er in keuscher Reinheit und Treue wiedergab. Das Übersetzen war ihm «heilige Arbeit». Wissen alle Romanisten, daß er Byrons *Corsar* und *Lara* verdeutschte? Eine gewisse Wehmut beschleicht uns, die

wir in Teilgebieten spezialisiert sind, wenn wir jene stolze Vielseitigkeit, die ein Ganzes bildete, mit unserer zerfetzten Wissenschaft vergleichen.

Dürfen die Herausgeber einer in unserer Zeit vielleicht unwillkommenen, jedenfalls Gefahren ausgesetzter, neuer Zeitschrift ihre Hoffnung an das « Diezjahr » anknüpfen und ihr Unterfangen in aller Bescheidenheit unter das geistige Patronat des Altmeisters stellen? Jedenfalls wollen wir versuchen, wie Gaston Paris es bei der Zentenarfeier seiner Geburt aussprach, ihm zu folgen « dans la sincérité de son travail, dans la droiture de son caractère ».

Louis Gauchat.